

Christina Wessely: „Liebesmühe“

Liebe als Pflicht

Von Bettina Baltschev

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 11.04.2024

Die Geburt eines Kindes sollte eigentlich glücklich machen. Aber was, wenn das Glücksgefühl ausbleibt? Eine präzise Betrachtung ambivalenter Gefühle.

Dass mit der Geburt eines Kindes nicht ausnahmslos das große Glück ausbricht, das ahnt man, selbst wenn man keine eigenen Kinder hat. Wie groß allerdings das Leid und die Entfremdung der Mutter vom eigenen Ich sein kann, wird selten offen besprochen. Zu groß ist die Erwartung der Mitmenschen, ein Baby müsse doch vor allem positive Gefühle auslösen. Zu stark ist der Druck auf die Mütter, diesen Erwartungen wenigstens äußerlich gerecht zu werden, das Glück wenigstens zu simulieren. In „Liebesmühe“ simuliert Christina Wessely gar nichts und lässt den Gedanken und Gefühlen ihrer namenlosen Protagonistin nach der Geburt ihres ersten Kindes freien Lauf.

„Sie hatte sich keine Illusionen über das Leben mit Kind gemacht, wusste, dass nicht alles Zirkus und Kasperltheater werden würde (obwohl sie sich in ihrer Vorstellung immer dort mit ihrem Sohn sah), aber dass sie von einem Moment auf den anderen in die Hölle der ewigen Wiederkehr geworfen sein würde, dass die Historizität ihres eigenen Daseins zugunsten eines solchen Naturzustandes, der keine Geschichte kennt, verschwinden würde, schockierte sie.“

Dasein als Mutter

Die Wahl der Worte deutet bereits darauf hin, dass hier eine Akademikerin spricht, genauer eine Historikerin. Sie ist es gewohnt, sachlich zu formulieren, Widersprüche akribisch zu analysieren, sich auf Fakten zu verlassen. Ein „Ich“ kommt in ihrer wissenschaftlichen Arbeit nicht vor. Weshalb sie auch in diesem Bericht aus ihrem Dasein als Mutter nur am Anfang und am Ende „Ich“ sagen kann. Dazwischen wechselt sie zum „Sie“, denn das schafft ausreichend Distanz, sowohl zum Thema Mutterschaft ganz generell als auch zu den eigenen Gefühlen. Das „Sie“ gibt den Halt, den die selbstbewusste kluge Frau mit der Geburt ihres Kindes verloren hat.

„Der Wechsel in die dritte Person ist wie eine Erlösung, lässt er sie vor sich selbst doch immerhin als die Fremde dastehen, als die sie sich empfindet. Mit einem Mal ist das Schreiben wieder eine lange eingeübte, von ihr gut beherrschte Handlung – eine vertraute Praxis, die

Christina Wessely

Liebesmühe

Hanser Verlag, München

176 Seiten

22,00 Euro

sie als Historikerin schon viele Jahre ausübt, um Fremdes zu beschreiben: Menschen, Phänomene und Dinge, die ihr zeitlich entzogen sind, von deren Wegen und Eigenschaften nur Reste vorliegen. Sie hat den Eindruck, als wäre diese neue Textproduktion in den ersten Wochen ihrer Mutterschaft ihrer altbekannten Arbeit recht ähnlich – Sinn zu machen aus dem Unverständlichen und Entlegenen –, und diese Einsicht beruhigt sie ungemein.“

Die Handlung des Buches erstreckt sich über ungefähr ein Jahr, in dem sich herausstellt, dass die Mutter an einer postpartalen Depression leidet, die von emotionaler Labilität und übermäßiger Sorge und Angst um das Kind geprägt ist. Dem ausgestellten Familienidyll der Mamablogs und Baby-Yoga-Gruppen kann die Protagonistin nichts abgewinnen. Stattdessen sucht sie Hilfe bei Therapeutinnen, findet Trost bei einer Freundin, der es ähnlich geht. Vor allem aber stürzt sie sich in Lektüren, will rational begreifen, was mit ihr passiert. Christina Wessely, die wie ihre Protagonistin Historikerin ist, formuliert hier geschliffene Sätze, die so auch in einem wissenschaftlichen Text stehen könnten.

Emotional aufgeladen

„Ihre Depression ist auch Ausdruck der Trauer über den Verlust derjenigen, die sie einmal gewesen ist. Ist Ausdruck eines Leidens an den Unterschieden zwischen dem eigenen Frauenbild und dem gesellschaftlichen Mutterbild, an den Differenzen zwischen dem eigenen Selbstverständnis und gesellschaftlichen Erwartungen. An den Differenzen zwischen dem Gelebten und dem Erhofften und dem Erwarteten und dem Gewussten und dem Gefühlten. Leiden an einer Gesellschaft, die Frauen als instinktgetriebene Naturwesen einordnet und sie dadurch (schon wieder, noch immer) als das Andere der Vernunft markiert.“

Einem Genre lässt sich „Liebesmühe“ nur schwer zuordnen, dafür ist der Text zu uneindeutig. Immer wieder fragt man sich als Leserin, was man eigentlich vor sich hat, einen Roman, einen Bericht, ein erzählendes Sachbuch? Es kommt einem so vor, als ob dieses Buch von allem ein bisschen sein will. Doch dadurch verliert es leider an Kraft und Überzeugung. Gerade die persönliche Perspektive, die eine wichtige Rolle bei diesem emotional aufgeladenen Thema spielt, gerät ins Hintertreffen. Wenig erfährt man vom Vater des Kindes, mit dem die Protagonistin zusammenlebt, wenig von ihrer Herkunft. Denn woher kommt ihr nüchterner Blick, warum sucht sie ihr Heil vor allem in Büchern, mit denen sie sich offensichtlich wohler fühlt als mit Menschen? Die Geburt des Kindes ist auch ein Lernprozess, mit einem Menschen auszukommen, der auf absehbare Zeit nicht mehr von ihrer Seite weichen wird. Ein Lernprozess, der sich jedoch rein rational nicht fassen lässt. Die titelgebende „Liebesmühe“ muss man also durchaus wörtlich verstehen. Christina Wessely beschreibt diese Mühe aus der Perspektive einer analytisch denkenden Wissenschaftlerin, die ihre Gefühle noch entdecken muss.